Im Schatten der Multis

Im „Bunker" von Cannes triumphieren die Altmeister der Neuen Welle.

Das Wunder von Cannes ist", schrieb der gefeuerte Gaumont-Direktor Daniel Toscan du Plantier jetzt als ironisches Geleitwort in „Le Monde", daß man immer wieder dorthin zurückkommt – trotz der jährlichen Schwüre, nie wieder einen Fuß auf die Croisette zu setzen.

Zumal im vergangenen Jahr, als für die Franzosen Paris in Texas lag. Wim Wenders hatte es geschickt in die USA verlegt und für diesen Coup de foudre prompt eine Goldene Palme erhalten. Dieses Jahr lief kein deutscher Film im offiziellen Wettbewerb. Die Franzosen haben ihren Festivalpalast, den „Bunker", wieder in Besitz genommen. Allein im Wettbewerbsprogramm sind sie selbstbewußt mit drei ihrer besten Regisseure vertreten, mit André Téchiné sowie mit Chabrol und Godard, den Alten der Neuen Welle.

Dabei sind die schlechten Zeiten auch am französischen Kino nicht vorbeigegangen. Es steckt, ähnlich wie das bundesdeutsche, in einer Krise. Die Wirtschaftsmisere freilich hat lediglich das Kino, nicht den Film erfaßt, denn das allgemeine Interesse am Film war selten so groß wie heute. Die enorme Nachfrage nach visueller Unterhaltung, Belehrung und Erbauung wird vor allem durchs Fernsehen und die Millionen Videorecorder daheim befriedigt. Kinobesitzer und Verleiher nennen diese beiden Medien auch die Verursacher der Krise – neben den Überfällen durch die amerikanischen Multis.

Téchiné-Film „Rendez-vous"*
Liebe zu einem Toten

Der Filmkonsum hat sich aus dem öffentlichen Raum in den privaten Bereich verlagert – zugleich ein soziales wie kulturelles Phänomen. Aus dem geselligen Kinobesuch von einst ist heute ein intimes Vergnügen geworden. Längst tragen die Autoren und Regisseure diesem neuen Trend Rechnung: Sie erzählen kleine, rührende oder komische Geschichten, halten die Kameras auf authentische, vertraute Beziehungen – etwa die einer Mutter zu ihrem Sohn (in Chabrols „Poulet au vinaigre"), eines Vaters zu seiner Tochter (in Doillons „La Vie en Famille"), eines Mädchens zu zwei Männern (in Téchinés „Rendez-vous") oder einer Handvoll Mieter in einem alten Haus (so in Tacchellas „Escalier C").

* Oben: mit Juliette Binoche; unten: mit Michel Bouquet, Caroline Cellier.

Dabei stößt nicht nur Claude Chabrol in seinem „Poulet au vinaigre" auf das Abgründige, das im Gewöhnlichen lauert. Sein Doktor Marasseau ist ein honoriger Mann, dem Geburtstag seiner Frau Delphine zollen Notabeln der Gegend Tribut. Doch nicht Gefühle, nur Geschäfte verbindet die ehrenwerte Gesellschaft. Deren heuchlerische Feier wird heimlich von Louis, einem scheuen Jungen, verfolgt. Louis ist ein Postillon pervers, als Briefträger hat er immer direkten Zugriff zu den Geheimnissen seiner Mitmenschen.

Er und seine schrullige Mutter öffnen Briefe überm Dampfkessel. Denn die beiden fühlen sich vom Doktor Marasseau und seinen Freunden – einem Advokaten und einem Metzger – wahnverfolgt. Eines Tages verschwindet die Frau des Doktors, dann kommt der Metzger zu Tode, schließlich erscheint ein naseweiser Bulle (französischer Slang: Poulet). Der entdeckt zwei Leichen und Schmutz an den Händen der Herren mit den weißen Westen.

Mit „Poulet au vinaigre" hat Claude Chabrol die alten Geister gerufen, die er nicht mehr loswerden kann, ein Stelldichein der Biedermänner aus der Provinz. Dabei bleiben seine Figuren stets seltsam fern und haben doch nichts Mysteriöses an sich. Wie einer von der Heilsarmee predigt er sein altes Lied vom Bösen in der ehrbaren Gestalt, vom Übel, das in der Provinz nistet.

Anders André Téchiné, der Jüngste der drei: Er hat sich zu einem Neuen Wilden des französischen Films entwikkelt. In seinem Wettbewerbsbeitrag „Rendez-vous" erzählt er schrill von Nina, einer der Provinz in die Hauptstadt Paris entflohenen Schauspielerin.

In einer Komödie hat sie einen Auftritt und zwei Sätze zu sagen, doch im

Chabrol-Film „Poulet au vinaigre"*, Chabrol: Das alte Lied vom Übel der Provinz

Alltag ist sie nicht so zungenlahm. Mit Leibeskräften sucht sie Szenen mit diversen Liebhabern. Als ob sie verlorene Zeit aufholen könnte, so hastig nimmt sie sich die Männer. Nur den, der sie liebt, läßt sie nicht an sich heran – auch vom Hardcore-Porno hat sich Téchiné ein paar saftige Szenen abgeschaut. Nina liebt nur den, der nicht mehr lebt. Er hatte sich, eine männliche Tragödie, vor ihren Augen vor ein Auto geworfen.

„Papa redet immer leiser, bald schweigt er ganz", läßt Jacques Doillon Sami Frey in dem Film „La Vie en Famille" andeuten. Dieser Vater ist ein schön-trauriger Clown, sein Familienleben erschöpft sich in den regelmäßigen Besuchen bei seiner kleinen Tochter, die bei Mama lebt; widerstrebend akzeptiert die Tochter seine routinierten Besuche, doch als kleines Mädchen hätte sie Besseres vor: die Welt und sich selbst darin zu entdecken.

Vater kultiviert in ihrem Beisein immer nur die Konflikte, die er mit ihr zu haben glaubt. Das färbt auf die Kleine ab, macht sie unzugänglich und aggressiv. Da kommt Papa auf die Idee, gemeinsam auszubrechen. Auf einer Reise durch den Süden erwärmen sich unter der Sonne auch langsam die Gefühle der beiden – eine zarte Liebe zwischen dem Vater und seiner kleinen Tochter entsteht.

Doillons zauberhafte Kinderspiele sind Szenen aus dem Erwachsenenleben. Eine Videokamera dient beiden Personen als Mittel, miteinander ins Gespräch zu kommen, auch als Spiegel ihrer eigenen Existenz. Eine Art Ciné-Psychotherapie, ist Doillons „Familienleben" doch kein Cinéasten-Mysterium geworden: Die Videokamera verschlüsselt nicht, sie hilft den beiden – und dem Zuschauer – Brücken zueinander zu finden.

Auch eine Art Familienleben hat Jean-Charles Tacchella in seinem jüngsten Film „Escalier C" inszeniert – freilich ungleich konventioneller als Doillon, mit glänzenden Dialogen und Typen, die aus dem Kabinett des Broadway-Autors Neil Simon stammen könnten: Ein Einzelgänger, ein Ladykiller, ein Schwuler, ein niedliches Kind und eine depressive alte Jüdin bevölkern ein Mietshaus. Der Einzelgänger ist ein berüchtigter Kunstkritiker, der seine Verehrerinnen immer schnell wieder aus dem Bett wirft. Da verliebt sich, oh, là, là, der Schwule von oben in ihn.

Mit sicherer Hand für tragikomische Effekte hat Tacchella, dem im deutschen Fernsehen erst kürzlich eine kleine Reihe gewidmet war, seinen kleinen Film inszeniert, mit mitreißenden Schauspielern, an denen das moderne französische Kino reich zu sein scheint. Viele von ihnen wurden von den Regisseuren der alten Neuen Welle entdeckt, vor allem von Godard.

Godard-Film „Détective"*: Auf klingende Namen gesetzt

Doch in seinem neuen Film „Détective" hat Godard diesmal auf klingende, bekannte Namen gesetzt. Der Schlagersänger Johnny Halliday spielt darin einen müden, ahnungslosen Box-Manager – eine späte Rückkehr ins Kino. Wochenlang bereitete er sich auf die Aufgabe vor, mit dem tyrannischen Godard zu filmen, er schaute den Männern im Ring zu, stahl Szenen aus deren Leben. „Alle Schauspieler", sagt Halliday, sind Zuschauer bei den Leben anderer und die Regisseure „Diebe, die dieses Leben stehlen".

Godards Trick mit drei glänzenden Namen – neben Halliday spielen noch Nathalie Baye und Claude Brasseur – war vierundzwanzig Stunden nach der Uraufführung von „Détective" sogleich von Erfolg gekrönt. Mit dem israelischen Produzenten Menahem Golan schloß der Franzose einen Vertrag über seinen nächsten Film ab, „den schnellsten Deal der Geschichte" (Golan). Sein Thema sei Shakespeares „König Lear", Marlon Brando soll den Lear und Woody Allen „den Narren" spielen. Bereits „Détective" erinnerte manche Kritiker an den alten Engländer: Dessen „Sturm" könnte Godard als Vorlage gedient haben.

* Mit Nathalie Baye, Johnny Halliday.

SCHIFFAHRT

Paket ins All

Wird deutsche Spitzentechnik wieder einmal ausgetrickst? Ein amerikanisches Seenotfunk-System soll dem besseren deutschen vorgezogen werden.

Um 3.10 Uhr und um 3.15 Uhr am 12. Dezember 1978 jagte der Funker des deutschen Frachters „München" einen SOS-Ruf in den Äther. Dann herrschte Funkstille – der Rückruf eines griechischen Schiffes, das den Notruf nur teilweise hatte verstehen können, blieb unbeantwortet.

Als gut neun Stunden später Schiffe die mutmaßliche Unglücksstelle im Nordatlantik anliefen, war der 37 000-Tonner verschwunden. Erst Tage später, 110 Schiffe und mehrere Suchflugzeuge hatten ein großes Seegebiet abgesucht, wurden Wrackteile der „München" aufgespürt – die 28 Besatzungsmitglieder blieben verschollen.

Für Seefahrt-Experten belegt das Schicksal der „München" die Mängel des gegenwärtigen Seenotfunk-Systems. Denn ob Besatzungen sinkender Schiffe Hilfe zuteil wird, bleibt leider weitgehend dem Zufall überlassen:

- Um Hilfe erlangen und gewähren zu können, muß jedes Seeschiff jeweils auf *einer* Notfrequenz empfangen und funken können – weltweit aber sind *acht* wichtige Notfrequenzen in Gebrauch.
- Hilfe bleibt Havaristen verwehrt, wenn die Reichweite ihrer Notruf-Frequenz nicht ausreicht, das nächste Schiff zu alarmieren.
- Sinkt ein Schiff schon kurze Zeit nach der Havarie, bleibt keine Zeit für einen ausreichenden Notruf: Genaue Positions- und Geschwindigkeitsangaben fehlen, die Suche nach Überlebenden wird zum Glücksspiel.

In dieser Woche nun treffen sich Vertreter des Seefahrts-Sicherheitsausschusses „Maritime Safety Committee" in London, um über ein „Weltweites Seenot- und Sicherheitsfunksystem der Zukunft" zu beraten. Und wieder einmal – wie kürzlich bei dem deutsch-amerikanischen Clinch um ein „Freund-Feind-Erkennungssystem" für Flugzeuge – sieht es so aus, als sollte ein deutsches Gerät, das in Konkurrenz zu einem amerikani-